

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 4

Artikel: Freiheitsgedanken eines Fünflibers
Autor: Thürer Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662989>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und tauchten erst im 17. Jahrhundert wieder in England und Frankreich auf. Populär wurde der Schirm aber erst vom Jahre 1719 an, in dem uns Daniel Defoe die Erzählung «Das Leben von Robinson Crusoe» schenkte; Robinson führte ständig einen Schirm bei sich. In England war es John Hanway, der Gründer des Londoner Hospitals, der 1756 als Pionier des Regenschirms auftrat und deshalb irrtümlich vielfach als der Erfinder des Schirmes gilt. Der Mann soll den Unwillen aller Droschkenkutscher und Sänftenträger erregt haben, die voraussahen, dass die Neuerung ihren Verdienst schmälern würde. Paris machte alsbald den Schirm der Mode untertan, die für das Jahr 1788 weisse, für 1789 grüne, für 1791 rote und für 1804 blaue Schirme vorschrieb. In Frankreich lancierte man 1773 einen Schirm mit Blitzableiter und 1810 kam ein Modell mit ringsumlaufender, aus Stoff gefertigter Regenrinne auf.

Wann und wo der Schirm in der Schweiz erstmals zur Verwendung kam, ist leider nicht bestimmt. Bei uns galten Regenschirme noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts als seltene Luxusartikel, obwohl ihre plumpe Bauart aus Holz, «toile cirée» oder «Oelpapier» keinerlei Ansprüche auf Eleganz erheben konnte. Die ersten Regenschirme brachten ihren Besitzern viel Spott ein, denn sie wurden als Symbol der Verweichlichung abgetan. Viele wollten gar wissen, die Verwendung eines «Regendaches» bedeute einen unheilvollen Eingriff in die Natur; Gott wisse genau, warum er die Kreatur berieseln lasse, und der Mensch dürfe sich nicht dieser Ordnung widersetzen.

Vorab in unsern Städten und dann auch auf dem Lande fand der Schirm immer mehr Anhänger.

Er verdrängte allmählich das Regentuch, einen schleierartigen Umhang, der vom Kopf herabhing und fast die ganze Gestalt umhüllte. Im Welschland wurde es üblich, in jeder Ortschaft wenigstens einen Regenschirm zu halten. Nach einem ungeschriebenen Gesetz hatte der Besitzer die Pflicht, an regnerischen Sonntagen den Geistlichen vom Pfarrhaus in die Kirche und nach dem Gottesdienst wieder zurückzubegleiten. In Saint-Aubin war es Pasteur Vaucher, der während langer Zeit den einzigen Schirm des Dorfes besass und den er gerne auslieh, wenn jemand aus seiner Gemeinde nach Neuenburg reiste.

Vor etwa 150 Jahren kostete ein Regenschirm gegen dreissig Franken. Das war ein recht hoher Preis und erklärt, warum ehemals ein Schirm zwei und drei Generationen lang erhalten musste. Jene Schirme waren noch umfangreiche Gerüste von fünf bis sechs Pfund Gewicht und boten meist mehr als einer Person Schutz. Man konnte sie nicht wie Spazierstöcke handhaben, sondern musste sie waagrecht unter den Arm klemmen, wenn man sie nicht gerade geöffnet über dem Kopf hielt. Trotzdem kam das Stehenlassen der Schirme schon damals recht häufig vor. Aus der Zeit vor der Helvetik finden sich in schweizerischen Zeitungen oft Anzeigen, durch die ehemalige Schirmbesitzer wieder zu ihrem verlorenen Gute zu kommen hofften. Im Laufe der Jahrhunderte hat also die Form der Schirme einige Wandlungen überstehen müssen, nur eine ihrer unerfreulichsten Eigenschaften ist ihnen stets erhalten geblieben: sie «vergessen» gerne ihren rechtmässigen Besitzer und versammeln sich nach wie vor an ihrem beliebtestem Treffpunkt — im Fundbureau! Charles Bornet

Freiheitsgedanken eines Fünflibers

Ich bin rund und platt und dennoch gern gesehen, sogar angesehen. Der Bauernbursche betrachtet mich, als wäre der junge Senn im Hirt hemd sein Spiegelein. Der Arbeiter lässt mich auf dem Tisch erklingen, wenn er in der Wirtschaft dem freundlichen Fräulein ruft, um zu zahlen. Einer meiner Brüder glänzte so funkelnagelneu, dass eine Serviertochter gar eine Brosche daraus machen liess. Ich bin glücklich, dass ich damals nicht mehr so funkelte, denn ich wandere lieber

von Hand zu Hand, als immer das gleiche Frauenzimmer zu schmücken. Ich bin übrigens auch schon im Ausland gewesen. Dort rühmt man namentlich meine Härte. Im In- und Auslande schätzt man es übrigens ganz besonders, wenn ich in grosser Zahl daher komme. Seit einem Jahr aber bin ich stets beim gleichen Herrn. Er heisst Hermann Heberich und wohnt im ersten Hause rechter Hand, wenn man den Stutz von Goldingen hinansteigt. Man achtet ihn in Nachbarschaft und Gemeinde,

sonst wäre er nicht in den Gemeinderat gewählt worden. Er liebt dieses Amt, aber ich weiss genau, dass er mich noch inniger liebt als sein Amt. Mit seiner Frau versteht er sich besser als die Mehrzahl der andern Ehemänner mit ihren Gattinnen, die in diesem Lande zwar wie anderswo mit Gaben umworben worden sind — oh, ich habe meine Silberaugen offen gehabt — später aber von Prinzessinen sehr oft zu Mägden herabsinken.

Herr Heberich ist also überdurchschnittlich aufmerksam. Ist es überheblich, wenn ich zu Zeiten (zum Beispiel wenn er mich vor einem Blumenladen zückt und dann doch wieder einsteckt) dennoch annehmen möchte, er habe mich noch lieber als seine Frau? Eigentlich muss ich ehrlich sagen: mich und meinesgleichen, denn ich musste mehrfach feststellen, dass seine Neigung mehr unserer Art als mir, dem einzelnen Fünfliber, gilt. Ja, es ist schon vorgekommen, dass Herr Heberich, Gemeinderat zu Goldingen, mit uns Fünflibern spielte. Aber nur keine Angst, nicht etwa in einer Spielbank, sondern echt gespielt: aus reiner Freude am schönen Spiel hat er silberne Beiglein gemacht, wie sein Knabe keine schönern Türmchen errichtet hat, und Herr Heberich war wirklich mit der Seele bei seinem Fünfliberli-Spiel. Glaube wohl, wir sind aber auch ansehnliche Gesellen, schwer von Silber, wogegen die Bleisoldaten ein niedriges Gesindel bleiben. Ein Stadtlehrer zog mich einmal aus seinem Hosensack, um den Schülern zu zeigen, wie die Sieger von Morgarten aussahen: «Lueged Chinde», sagte er, «das isch jetz sone Ma im Hirt-hämp!» Allein ich fühle mich auch den Rittern verwandt, bin ich doch aus Erz, wie ihre Rüstung. Item, ich hab euch das alles nur erzählt, damit ihr nicht etwa meint, ich sei nirgends in der Welt herumgekommen und habe nie eine Nase voll Schul-luft (mit dem bekannten Düftlein Kreide drin) geschnauft, sondern besitze halt nur die Amtserfahrung zwischen der eidgenössischen Münz und der Nationalbank, wo ich eben ein hoffnungsloser Gewölbebewohner sei. Nein, ich habe schon mehr Herren und Herrinnen gehabt als meine Gebieter selbst. Nun aber ist also mein Abenteuerleben zu einem Stillstand gekommen. Da hat man Zeit, über Menschen und Dinge nachzudenken, und so mache ich mir eben einige Gedanken über das Verhältnis der meisten Schweizer zum Gelde, und zwar unter dem guteidgenössischen Blickwinkel der Freiheit.

Wenn man das Wort Freiheit ausspricht, leuchten viele Schweizeraugen auf. Man errichtet zwar der Freiheit nicht gerade Standbilder von der

Höhe eines Dorfkirchturms — das ist das Vorrecht der noch freieren Amerikaner — wohl aber betont man die Freiheit hiezulande mit Lippen und Ellbogen. Eine Sklavenseele, ein Hofteppichrutscher, ein knie- und lendenlahmer Wicht, wer gering von der Freiheit denkt! Ich sehe in diesem Willen zur Freiheit einen grossen Vorzug der Schweizer. Dieses Selberdenken, Selberhandeln und auch Selberzahlen gefällt mir. Die Freiheit ist auch die Mutter weiterer Tugenden. Ich könnte die Verantwortung, den Mut und andere treffliche Eigenschaften anführen, will aber hier nur die Sparsamkeit erwähnen.

Der Schweizer spart. Gewiss nicht jeder, aber die allermeisten. Wer es mir nicht glaubt, mag es sich von der Statistik sagen lassen, dass das Sparguthaben auf den Kopf gerechnet nirgends in der Welt so hoch ist wie im freien Schweizer-volke. Besteht nun wohl ein innerer Zusammenhang zwischen der Freiheit und dem Sparwillen? Zweifellos. Es ist der Ehrgeiz eines jeden gesunden Schweizers, dass er nie einem andern Menschen zur Last falle. Er möchte nie von der Hilfe der andern abhängig sein. Da sieht er mit gutem Grund im Sammeln eigener Mittel eine Gewähr für seinen Wunsch, sein Leben recht unabhängig von andern zu gestalten. Auch sein Sparheft erscheint ihm dabei als eine Art persönlicher Freiheitsurkunde. Das ist zunächst in Ordnung. Dann aber kommt in jedem Sparerleben eine Zeit der Entscheidung.

Es erhebt sich die Frage nach dem Sinn des Sparens, ja des Geldes überhaupt. Das Wort «Geld» kommt vom Worte «gelten». Beim alten Tauschverkehr musste man ein Mass haben, um den Wert der zu tauschenden Dinge zu bemessen. Das Geld war also ursprünglich ein Mass oder ein Mittel zur Bewertung verschiedenartiger Güter. Später hat man die Münzen aus kostbarem Erze geschlagen, und der Machthaber liess sie prägen. Sie hatten nun einen Eigenwert; sie wurden selber ein «Gut». Das Wort «Mittel» bekam einen etwas andern Sinn. Jedenfalls denken wir beim Satze: «Herr Heberich hat viele Mittel» an Geldmittel im Sinne von Besitz und Vermögen. Da man nun mit Geld so viele Dinge dieser Welt erwerben und so vieles Unangenehme wie Hunger, Frost und Mühe, allenfalls auch die Langeweile von sich fernzuhalten vermag, ist es verständlich, dass sehr viele Menschen möglichst viel von diesem «Mitteli» gegen das Ungemach des Lebens in der Truhe daheim oder im Tresor der Bank haben möchten. Da-

her ist der Geldsinn so ungemein rege geworden und beschattet unsern Blick für den Sinn des Geldes, ja unsern edelsten Sinn: die Schaukraft für den Sinn des Lebens.

Aber ich vergesse den Bezug zur Freiheit. Wir haben gesagt und gerühmt, dass sich viele Schweizer aus dem Willen heraus, sich die persönliche Freiheit in womöglich allen Lebenslagen zu wahren, aufs Sparen verlege. Das Geld ist ihnen also auch ein Mittel zur Freiheit. Da ereignet sich nun aber auf diesem Wege öfters als man glaubt etwas Unheimliches. In einer Art von kaltem Krieg und aus einem teuflisch zu nennenden Hinterhalte heraus kommt es zu einer unheilvollen Umkehr des Verhältnisses. Der freie Schweizer hat einen Herrn bekommen, und zwar wird er ausgerechnet von dem beherrscht, der ihm die Freiheit verbürgen sollte, nämlich vom Schweizer Franken, der also nicht selten aus einem Mittel zu Zweck und Ziel des Lebens wird. Es ist wirklich wie verhext: man wollte dank dem Gelde äusserlich recht frei sein und hat nun die innere Freiheit gerade an dieses Geld verloren.

Keiner lache, keiner fühle sich gezeit gegenüber dieser schleichenden Auskühlung unseres Lebens. Die Gefahr lauert in jedem. Es ist nämlich nicht leicht, den Tag über alle Dinge, Rübli und Bü-

cher, Schokolade und Almosen auf Franken und Rappen zu beziehen und dann die ständig befragte Bewertungsstelle auszuschalten. Und doch muss man die Kraft dazu haben, die Freude am grossen Wozu? Sonst verkümmert man im Herzen, und dagegen hilft kein Tausendguldenkraut, und auch tausend Gulden vermöchtens nicht, am ehesten aber der Hinweis auf das Wort: «Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, litte aber Schaden an seiner Seele.»

Jetzt beginnt der Fünfliber noch zu predigen, denken viele. Es sind diejenigen, welche mich zwar umwerben, aber eben nicht rundherum kennen. Sonst wüssten sie, dass wir Fünfliber seit Jahrzehnten predigen, aber freilich kurz und bündig. Lies einmal, was auf der Schmalseite steht: Dominus providebit, zu deutsch: Gott der Herr wird für uns sorgen. Dieses Wort möge denen, welche sich vom Gelde Freiheit für Kind und Kindeskind versprechen, den Weg zu einer noch länger dauernden, nämlich ewigen Freiheit weisen. Da wird der Mensch mit Gut und Geld neu geeicht, und Gott sagt ihm durch sein Gewissen, als Bescheid auf sein Gebet, wo das Sparen aufhört eine Tugend zu sein und wo das Geld Dienstpflicht im Reiche Gottes hat und mithelfen darf, frohe Liebe zu stiften.

Georg Thürer

Lob des Waldes

Unsere Heimat ist auf der ganzen Erde ihrer Naturschönheiten wegen bekannt. Dieser Ruhm entstammt der gar nicht so weit zurückliegenden Zeit, da das Gefühl für die Wunder der Alpen erwachte. Man glaubt heute kaum, dass noch Jahrzehnte nach Rousseau und Albrecht von Haller Villen am Genfersee so gebaut wurden, dass ihre Fenster sich vom Ausblick auf die damals grauerregenden und «abscheulichen» Schneegebirge abkehrten und nur auf die Rebberge schauten.

Doch bald da, bald dort regte sich dann die Sehnsucht nach den fernen weissen Gipfeln, und Jahrhunderten der Gleichgültigkeit folgten Jahrzehnte der Schwärmerei. Nun wurden landschaftliche Herrlichkeiten der Schweiz sprichwörtlich: ferne Gegenden feierten stolz ihre meist nur bescheidenen Reize mit Zunamen wie Holsteiner Rigi, Sächsische Schweiz, chilenisches Matterhorn und so weiter. Forscht man solchen Gefühlswandlungen

tiefer nach, so zeigt sich, dass das neue Naturgefühl im Grunde nur den Hochalpen, den Gletschern und auch noch einigen Seen galt. Das ursprünglich Abstossende war zum einzig Anziehenden geworden. Auf einmal sah man in der Schweiz nur noch das Land kühner Gipfel, bewohnt von unschuldigen Hirten, von Ziegen, Schafen, Gamsen und Murmeltieren.

Nach 1856 schilderte eine französische Zeitschrift (und zwar eine forstwissenschaftliche!) Schaffhausen als von Lawinen verwüstet, und in den Felsen am Rheinfall nisteten Lämmergeier. Es gab Jahre, da Touristen aus Preussen, Dänemark, den Niederlanden glaubten, den berühmten Gebirgsboden der Schweiz schon in Basel nur ange-seilt und mit Gletscherpickel betreten zu können... Dass aber, im Gegensatz etwa zu Schottland, Italien, Spanien, der Wald bei uns den Zauber landschaftlicher Schönheiten wesentlich mitbestimmt,